

schützen können. Zwar besteht die Möglichkeit, Bündnisse zu schließen, — aber das Wort des Großen Kurfürsten behält doch seine Wahrheit: „Allianzen sind zwar gut, aber eigene Kräfte noch besser“, — und oft genug hat Preußen und Deutschland erfahren müssen, daß es sich nur auf seinen Gott und seine eigenen Kräfte verlassen kann. Die Geschichte lehrt, daß nur solche Völker bestehen können, die sich auf ihre Waffen stützen. Schließlich bleibt doch einmal nur noch übrig, die Politik mit gewaltthamen Mitteln fortzusetzen, und das ist eben nach den schon (§ 7 b) erwähnten Worten Clausewitz der Krieg. Man hat auch eingedenk des Wortes *si vis pacem, para bellum* (wenn du den Frieden wünschst, sei zum Kriege gerüstet) von einem bewaffneten Frieden gesprochen, und die ungeheuren Rüstungen der Völker als eine Art Friedensversicherung aufgefaßt, weil einer den andern zu fürchten habe. Auch besteht kein Zweifel: die wirtschaftliche Lage der Staaten bedarf dringend des Friedens, und die Beziehungen, welche im Zeitalter des Verkehrs, nicht zum geringsten des geistigen, zu enge Bande zwischen den verschiedenen Ländern geknüpft haben, sind zu nahe, um nicht die Möglichkeit zu bieten, ernstliche Reibungen und Zwistigkeiten friedlich zu überwinden. In der That scheint die Gegenwart wirksame Unterpfänder eines dauernden Friedens weit mehr als früher zu bieten, wenigstens für Europa; doch kann sich wiederum auch kein Einsichtiger verhehlen, welch reichen Zündstoff gerade die überseeischen Bestrebungen bieten. All diesen Gedanken gegenüber sei nur auf die Worte Schillers in seiner akademischen Antrittsrede über das Studium der Universalgeschichte hingewiesen: „Endlich unsere Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunst sind sie ineinander verschlungen! Wieviel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Not als vormal durch feierliche Verträge verbrüder! Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharnischter Krieg, und die Selbstliebe eines Staates setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern. Die europäische Staatengesellschaft scheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenossen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleischen.“ Am 26. Mai 1789 tat der Dichter diesen Ausspruch, noch nicht zwei Monate später, am 14. Juli, wurde die Bastille erstürmt und damit ein Vierteljahrhundert furchtbarster Grausamkeit und fast ununterbrochenen Krieges eingeleitet. Der „ewige Friede“ wird ein erstrebenswertes Ziel sein, so lange es Menschen gibt, — aber so lange es Menschen gibt, wird er auch ein schöner Traum bleiben. Dabei darf nicht vergessen werden, daß der Krieg ein Mittel sittlicher und nationaler Erziehung ist. Mit Recht hat man von der Majestät des Krieges gesprochen und gezeigt, wie das Sittlich-Erhabene des Krieges in der unbedingten Hingabe des Ich an die nationale Idee besteht, wie der Krieg bei aller Roheit und Härte auch ein Band der Liebe zwischen den Menschen webt, wie jeder Unterschied der Stände